

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Elisabeth Lemke: Die ältesten Spinn- und Webegeräte.

heutigen Tag, insbesondere in den zur Niederlausitz gerechneten Teilen, siegreich und erfolgreich bewahrt hat. Möchten auch unserer engeren Heimat die soeben durch Vertrag neu erschlossenen Handelswege und Absatzgebiete bis in den fernen Osten unseres Erdteils hinein zum Segen und Vorteil gereichen.

Nach dem Schlusse der Sitzung fand ein geselliges Beisammenbleiben im Ratskeller statt.

Die ältesten Spinn- und Webegeräte.

von Elisabeth Lemke

Geehrte Anwesende! Anknüpfend an meine vorjährigen Mitteilungen über die ältesten Nähadeln werde ich mir erlauben, Ihnen ein kleines Bild zu entwerfen, welches die ältesten Spinn- und Webegeräte — insbesondere diejenigen der Mark Brandenburg — zum Gegenstande hat.

Ich wies damals auf die so naheliegende Meinung hin, dass der Mensch — als er überhaupt anfang, sich zu bekleiden, — zuerst in die (ihm von der Altmeisterin Natur ziemlich bequem vorbereitete) Haut eines erschlagenen Tieres geschlüpft sein und sich mit einem Gerät begnügt haben mag, das zwar als der Vorläufer der Nähadel angesehen werden muss, im Grunde aber durch jeden beliebigen spitzen Körper — Dorn, Knochen, Stein u. s. w. — vertreten sein konnte.

Wenn es lange, lange Zeit hindurch genügt haben wird, Schmür- und Bindelöcher in dem anspruchslosen Gewande herzustellen, so änderte sich mit der heraufdämmernden Kultur unendlich Vieles auch auf dem hier in Rede stehenden Gebiete.

Spinnen und Weben gehören so sehr zusammen, dass es als geboten erscheint, Beides gemeinsam zu berücksichtigen. Beides aber verliert sich in einer uns unerreichbar bleibenden Ferne. Wir sind genötigt, einerseits die der Vorgeschichte angehörenden Funde auf ihre Zeitstellung hin zu prüfen, um die Entwicklung der Geräte kennen zu lernen, andererseits Vergleiche mit Thatsachen, welche die Gegenwart uns bietet, vorzunehmen. Das sind Aufgaben, welche ehrliche Arbeit verlangen. Handelt es sich doch um Urkunden unseres Kulturlebens!

Sehr treffend sagt Moriz Hörnes in seinen „Grundlinien einer Systematik der prähistorischen Archäologie“ *): „Der prähistorische Mensch verstand die Kunst der Selbstdarstellung noch nicht. Er hat uns keine kanonischen Werke hinterlassen, die unser Urtheil stützen, aber auch

*) Zeitschrift für Ethnologie, 1893, S. 49.

bevormunden. Hier nahen wir dem Objekt auf einem anderen Wege, den uns nicht die Kunst, sondern die Natur vorgezeichnet. Die Beschäftigung mit dem prähistorischen Menschen gleicht der Jagd auf ein scheues Wild, das sich vor uns verbirgt und zurückzieht.“

Das Weben ist überall zuerst ein Flechten gewesen, d. h. es sind auf einer Reihe Längs-Streifen oder -Fäden in allereinfachster Weise Quer-Streifen oder -Fäden so geordnet, dass sich ein schachbrettartiges Muster ergeben musste.

Verwendbare Streifen konnte man aus dem Bast der Bäume, von Tierhäuten u. s. w. gewinnen; sobald aber Fäden in Frage kommen, muss die Kenntniss des Spinnens vorausgesetzt werden.

Das Spinnen ist natürlich anfangs auch ein höchst einfacher Vorgang gewesen. Es bleibt unserer Phantasie überlassen, sich z. B. das Zupfen und Drehen der Wolle — bevor man zu einem Gerät seine Zuflucht nahm — vorzustellen. Damals muss jeder Faden von Wert gewesen sein.

In seinem (wiederum in neuer Auflage vorliegenden) Buche „Kulturpflanzen und Haustiere“ spricht Victor Hehn*) die Ansicht aus, dass die Wolle den Schafen ausgerupft ward, um Filzdecken und Filztücher zusammenzustampfen, — besonders zum Schutze des Hauptes. Hesiod sagt:

„über das Haupt dir

„Setze geformeten Filz, vor Nässe die Ohren zu schützen.“

„Das Schaf ist ein altes Kulturtier; aber die Kunst, es zu scheeren, war den früheren Menschengeschlechtern unbekannt; die Wolle wurde mit den Händen abgerissen. Noch im 19. Jahrh. fand C. J. Graba auf den entlegenen Faröern diese Sitte in Kraft; er meinte aber: dies sehe grausamer aus, als es in Wirklichkeit wäre, denn „nur diejenige Wolle, welche fast von selbst ausfällt, wird abgerissen.“ In Italien war selbst zu Varro's und Plinius' Zeit das Ausrupfen noch nicht ganz abgekommen. Nach Varro liessen diejenigen, welche die ältere Methode beibehalten hatten, die Tiere drei Tage lang hungern, damit die Wolle sich leichter ablöse. Varro weiss sogar nach einem öffentlichen Dokument den Zeitpunkt anzugeben, da aus Sicilien die ersten Schafscheerer (natürlich mit den nötigen künstlichen Scheeren) nach Italien kamen. — In der Odyssee (18, 314) ruft Odysseus den Mägden zu: „Gehet in's Haus zu Eurer Herrin und unterhaltet sie! Dreht, bei ihr sitzend, die Spindel oder zupfet die Wolle mit den Händen!“ — Wie frühe im Orient die Sitte, das Schaf zu scheeren, sich einfand, wissen wir nicht genau; auf jeden Fall geschah dies früher, als in Griechenland.“

Neben die Benutzung der Wolle tritt schon in sehr früher Zeit die Verwertung des Flachses. Die Frage nach der Herkunft dieses ausserordentlich nützlichen Kulturgewächses ist wol noch immer nicht abge-

*) 5. Aufl. S. 15, 434 u. 435.

schlossen. Die Feststellung wird — wie auch beim Hanfe — dadurch erschwert, dass bei verschiedenen Völkern eine verschiedene Veranlassung zur Pflege der Pflanze vorlag; manchem Volke war weniger an der Gewinnung der Faser, als an dem Ölgehalt gelegen.

„Nach Unger's und Braun's Untersuchung ist der Flachsbaue für Ägypten schon für das 4. Jahrtausend v. Chr. verbürgt.“ „Somit“ — sagt G. Buschan,*) der sich um die Erforschung der prähistorischen Verhältnisse sehr bemüht, — „darf es nicht verwundern, dass die Pfahlbauer am Pfäffiker-, Niederwyler- und Boden-See diesen Industriezweig ebenfalls schon recht schwunghaft betrieben. Sie verstanden es mit äusserst grossem Geschicke, die Flachsfaser nicht nur zu groben Schnüren, Fischnetzen oder Matten, sondern auch zu feineren Textilerzeugnissen, wie Franzen, Decken, Stickereien und Haarnetzen zu verarbeiten. Eigentümliche Muster von Geweben und Geflechten bezeugen (wie Keller hervorhebt) die Geschicklichkeit der Kolonisten von Robenhausen in der Verarbeitung des Flachses; und nach der Menge von Überresten von dünnen und dicken Tüchern zu urteilen, erscheint der Schluss nicht gewagt: dass die Bekleidung dieser Leute nicht in Fellen, sondern in Flachsgewändern bestanden habe, — und dies nicht nur in der Bronzezeit, sondern auch schon in der Steinzeit. Von dem Schönheitssinn und Geschmacke der Pfahlbaubewohner in der Kleidertracht liefert uns ein im Laibacher Moor gefundenes menschliches Thon-Idol (von Deschmann beschrieben und abgebildet in den Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft VIII, S. 75) einen Beweis. Dasselbe trägt ein unter dem Halse offenes, von der Brust abwärts zusammenschliessendes Kleid, dessen Saumränder bordirt und absatzweise, sowie auch die Obernaht am Arm, mit quadratischen Verzierungen versehen sind. In den einzelnen Quadraten bilden die von den Endpunkten auslaufenden Doppel-diagonalen ein Kreuz, und es ist jedes der dadurch gebildeten dreieckigen Felder mit einem in der Mitte der Quadratseiten aufsitzenden kräftigen Punkte markirt.“

Geehrte Anwesende! Es wäre für uns alle gewiss von grossem Interesse, wenn wir eine so genaue Beschreibung eines Alltagskleides oder Festgewandes hätten, das die steinzeitlichen Bewohner der Mark Brandenburg getragen haben. Wir stehen aber da vorläufig dem „Nichts“ gegenüber.

Vielleicht könnten wir in der Art Schlüsse ziehen, wie es z. B. B. J. Spöttl**) gethan hat in Bezug auf das Urnen-Grabfeld von Hadersdorf am Kamp in Nieder-Österreich. Er sagt: „Die Verzierungen auf den Gefässen bestehen aus der Zusammenstellung der geraden Linie und

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1889, S. 236 u. 237.

**) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1889, S. 202.

aus Punktverzierung. Es wird uns klar, dass sie dem Gewandstickmuster des Hemdes entlehnt sind.“

Ein andermal wollen wir dergleichen Muster in Erwägung ziehen; heute haben wir uns mit der Herstellung der Gewandstoffe und dergleichen zu beschäftigen.

Die unzähligen Wirtel- oder Spindelsteine und die vielen Webegewichte, welche in der Mark Brandenburg gefunden sind, liefern den genügenden Beweis für ausgedehnte Hausindustrie in Flachs und Wolle. Bevor ich jener Geräte gedenke, sei es mir gestattet, noch einige Worte über den Flachs im Allgemeinen zu sagen, im Anschlusse an V. Hehn. *)

„Jenseits der Alpen beschreibt Plinius ganz Gallien als Leinwand webend, so auch die (für die äussersten der Menschen geltenden) Morini, d. h. die keltischen Bewohner der Niederlande, — so dass also belgischer Flachs und flämische Leinwand ihren Adel bis wenigstens zum 1. Jahrh. n. Chr. hinaufdatieren können. Selbst bis zu den Germanen jenseit des Rheins (fährt Plinius fort) ist diese Kunstfertigkeit gedungen; das germanische Weib kennt kein schöneres Kleid, als das linnene; die Weiber sitzen in unterirdischen Räumen und spinnen und weben dort. — Ungefähr dasselbe sagt Tacitus. — Leinwand als Volkstracht ist nordischen Ursprungs. — Weder Plinius noch Tacitus sagen indessen, ob der rohe Flachs, der den germanischen Frauen zu ihren Leingeweben diente, wie die rote Farbe (mit der sie jene verzierten), etwa aus Gallien eingeführt, oder ob der Anbau schon in's innere Land eingedrungen war, oder ob er sich auf die Rheingegenden, die an gallischer Kultur am frühesten teilnahmen, beschränkte. Aus der Tracht der heiligen Prophetinnen bei den Cimbern, welche Strabo (7, 2. 3.) als grauhaarig, barfuss, mit ehernen Gürteln und spangengebundenen Mänteln aus feinem Flachs schildert, lässt sich nicht etwa auf Flachsbau an der unteren Elbe in so früher Zeit schliessen, da die Cimbern, wenn sie wirklich germanischen Stammes waren, vor ihrem Untergang durch die Römer weit in keltischen, ja in keltiberischen Landen umhergezogen und in jeder Beziehung nicht ohne keltische Beimischung geblieben waren. — Im Laufe der Völkerwanderung hat sich das Leinkleid bei den aus ihren Sitzen aufgebrochenen Stämmen immer allgemeiner verbreitet. — Die dämonische Frau Berchta und die gleichbedeutende Holla, die als spinnende Frau gedacht wird und der der Flachsbau angelegen ist, bezeugen als mythische Gegenbilder der fleissigen spinnenden Hausfrau den Wert, den das Volksgefühl auf das Geschäft und auf dessen Produkt legt. — In altnordischen Gesetzbüchern wird nach Ellen Leinwand gerechnet, die bedeutend höher im Preise stand, als das einheimische grobe Tuch, das Wadmal. Weiter nach Osten erhielt sich die Leinwand noch lange als allgemeines Äquivalent:

*) V. Hehn, Kulturpfl. u. Haush., 5. Aufl., S. 148 u. f.

ja, noch im 18. Jahrhundert wurde sie von kaukasischen Völkern als Durchgangszoll gefordert. — Ganze Bauerndörfer im Herzen Russlands legten sich auf Leinwandwebereien; man wusste den Handtüchern und Laken denselben roten Rand zu geben, wie die Germanen des Tacitus.“

Wirtel oder Spindelsteine wurden von jeher aus verschiedenem Material und in verschiedenen Formen hergestellt. — Ich lasse hier einige Zeichnungen umhergehen, die Ihnen, geehrte Anwesende, dies veranschaulichen mögen.

Zum Wirtel gehört die Spindel oder Spille: ein mässig langes, an beiden Enden zugespitztes Stäbchen, auf welches der Wirtel gesteckt wird. Derjenige, der in Wirklichkeit niemals einen solchen sah, kann sich am ehesten denselben vorstellen, wenn er sich eine auf einen Stock gespiesste Kartoffel oder dergleichen denkt.

Ohne Nachweisung der Fundumstände dürfte es in manchen Fällen selbst grossen Forschern nicht möglich sein, die Herkunft eines Wirtels zu bestimmen. „Den trojanischen ähnliche Thonwirtel finden sich auch in Brandenburg, Schwerin, Strelitz, Schweden und überhaupt vom Kaukasus und Ural bis zu den westlichen Grenzen Europa's, ebenso auch in der Umgegend von Bologna.*)

Neben eine so grosse Übereinstimmung tritt aber eine noch grössere Verschiedenheit. So wurden z. B. in der Byciskala-Höhle über 300 Stück Thonwirtel gefunden, „von einer so überaus grossen Mannigfaltigkeit, dass kaum einige in Form und Verzierung mit einander übereinstimmen.“**)

Wie aus den in den Zeichnungen hier vorgeführten Beispielen ersichtlich ist, liebte man überall vorzugsweise die abgeflachte Kugel-Form, sowie die Kegelform und Scheibenform. Natürlich habe ich die Mark Brandenburg vornehmlich berücksichtigt.

„Wer die ersten Besiedler der Mark waren, welchem Stamme sie angehörten und wann sie in diese Gegenden gelangten, lässt sich aus den nur sehr spärlich erhaltenen Resten nicht ermitteln. Die ältesten uns erhaltenen Denkmäler menschlichen Daseins und Schaffens sind eine Anzahl Knochen- und Steingeräte, einige wenige Thongefässe und einige Grabdenkmäler.***)

Ich weiss nicht, ob sich aus jener frühen Zeit Spinn- und Webegeräte in der Mark nachweisen liessen.

Voss und Stimming (a. a. O., S. 6) sagen: „Im Allgemeinen können wir die Schlüsse ziehen, dass die ältesten Bewohner der Mark in materieller Beziehung einer gewissen Kultur nicht entbehrten. Ob sie Nomaden oder sesshaft waren, können wir nicht mit Bestimmtheit angeben,

*) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1882, S. 97. S. v. Torma.)

***) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1882, S. 54. (Wankel.)

****) A. Voss u. G. Stimming, Vorgeschichtliche Altertümer der Mark Brandenburg, S. 2.

da die Zeichen der Sesshaftigkeit, — grössere Wohnplätze und gemeinsame Begräbnisplätze — bis jetzt nicht aufgefunden sind. — Über ihre Nationalität vermögen wir zur Zeit auch nichts weiter auszusagen, als dass die Altertümer darauf hinweisen, dass wenigstens die Bewohner des westlichen und nordwestlichen Teils mit den gleichzeitigen Nachbarvölkern in Skandinavien und Nordwestdeutschland auf ziemlich gleicher Kulturstufe standen, in der Formgebung und Verzierung ihrer Werkzeuge und Geräte einen nah' verwandten Geschmack besaßen und hinsichtlich der Totenbestattung demselben Gebrauche folgten, — woraus wol auf ihre Stammesverwandtschaft mit denselben geschlossen werden darf. Die Bewohner des östlichen und südöstlichen Teiles werden jedoch — so scheint es — mehr Verwandtschaft mit den Völkern im Osten und Süden gehabt haben.“

Von diesen dunkeln Tagen bis zu dem Auftreten der Ihnen, geehrte Anwesende, vorliegenden Spinnwirtel der La Tène-Periode ist ein zu weiter Zeitraum, als dass ich denselben ganz unerwähnt lassen könnte. Das Auftreten der Bronze etwa im 5.—6. Jahrh. v. Chr. bedeutet einen überaus wichtigen Wendepunkt. Verschiedene Forscher nehmen an, dass auch hier zu Lande die Weberei mit den übrigen Kulturbestrebungen Schritt hielt. Im hiesigen kgl. Museum für Völkerkunde befinden sich Wirtel aus der Mark, der Hallstadt-Periode zugewiesen. Ein charakteristisches Zeichen für jene Zeit sind grosse, gemeinsame Begräbnisplätze: Hügelfelder und Urnenfriedhöfe, neben welchen letzteren auch stellenweise Spuren von Ansiedlungen gefunden sind, z. B. bei Selchow, Kreis Teltow.

„Wir finden —“ sagen Voss und Stimming (a. a. O., S. 20) — „hinsichtlich der Kulturstufe, auf welcher die Leute der älteren La Tène-Zeit standen, keinen grossen Unterschied von der der „Bronzegräber“. Wir haben eine wahrscheinlich ziemlich friedlich dahinlebende Bevölkerung vor uns, welche — wie uns die verhältnissmässig zahlreichen und ausgedehnten Gräberfelder anzeigen — sesshaft war, demnach auch wohl Ackerbau trieb u. s. w. — Wie bei den meisten Naturvölkern wird auch hier die Frau neben den Arbeiten des Haushaltes, des Spinnens und Webens, worauf die Spinnwirtel deuten, die Anfertigung der Thongeräte besorgt haben. U. s. w.“

Die Wirtel gehören unbestritten in das Gebiet der „Frauenfrage.“ Erwägt man die grosse Fertigkeit, welche in dieser Handarbeit erreicht werden kann, so hindert uns nichts, anzunehmen: dass die „La Tène-Frauen“ oder auch schon die „Damen der Hallstadt-Zeit“ mit Spille und Wirtel so verfahren, wie man es heute mit Strickereien, Stickerereien und dergleichen mehr bei nachbarlichen Besuchen und anderen unentbehrlichen Vorkommnissen treibt.

Zum Spinnen mit Spille und Wirtel gehört noch die Kunkel, d. h.

mindestens ein Gegenstand, an welchem die zum Verarbeiten bestimmte Wolle oder der Flachs befestigt ist. Die Kunkel oder der Rocken kann von so leichtem Material hergestellt sein, dass die Spinnerin ihn ohne wesentliche Mühe bei sich trägt, — wie M. Ohnefalsch-Richter schildert, z. B. von den Bäuerinnen in Pera.

Aus dem leichten, beweglichen Rocken wird sich der „Wockenstock“ — d. h. ein feststehendes Gerät — entwickelt haben; oder umgekehrt: zuerst bedurfte man eine derartige Vorrichtung, wie es der „Wockenstock“ ist, bevor man sich mit dem leichten Rocken resp. der Kunkel begnügte. Darüber lässt sich eben streiten.

Um die Vergangenheit zu begreifen, müssen wir uns — wie vorhin gesagt — in der Gegenwart umsehen. Dahin gehören die wertvollen Mitteilungen, welche Herr von Schulenburg „Über das Spinnen in älterer Weise in der Lausitz“ veröffentlicht hat. Er sagt*): „Früher wurde — und zwar im Gebiete des Spreewaldes, z. B. zu Burg, noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts — nicht auf dem jetzt üblichen Spinnrade, sondern auf der Spille (Spindel) gesponnen. Diese ältere Art zu spinnen, ist genau so, wie ich sie aus den Schilderungen alter Männer und Frauen aus Burg kannte, in der Muskauer Gegend, z. B. in Schleife, in Gebrauch; doch man spinnt in dieser Weise nicht mehr Garn zu Leinwand, sondern nur Zwirn zum Nähen. Man bediente sich dabei der Spille und der Kriebatsche. Letztere besteht aus zwei Hölzern, die rechtwinklig zusammengefügt sind: dem aufrechtstehenden Wockenstocke und einem schmalen Brettchen, in dessen einem (stärkeren) Ende der Wockenstock steht. Auf diesem Brettchen, welches auf dem Schemel oder der Bank liegt, sitzt man. In dem Wockenstock ist ein Loch für eine Strippe. Ist nämlich die Spille halbvoll gesponnen, so wird der Wirtel abgemacht und an die Strippe gebunden, weil sonst die Spille zu schwer wäre. In dem Sitzbrettchen ist ebenfalls ein Loch; darin wird die Spille gesteckt, will man sie bei Seite haben oder sich ausruhen, damit das Garn nicht „verknöte“. Auf den Wockenstock (Unterwocken) wird der Oberwocken gesetzt, um welchen der Flachs als Wocken (Rocken) gelegt und durch ein Band zusammengehalten wird. Die Spille besteht aus einer hölzernen Spindel, auf deren stärkeres Ende der Wirtel (Wertel, Wörtel) aufgesteckt wird. Derselbe ist aus Thon (vom Töpfer) oder aus Holz (vom Drechsler) gefertigt; zur Not behilft man sich mit einer Kartoffel. Wird nun gesponnen, so zieht die Spinnerin mit der linken Hand den Faden aus dem Wocken, indem sie mit der rechten Hand schwebend die Spille hält. Hat die Spinnerin den Faden klafferweit gesponnen, so dreht (wirbelt) sie die Spille zwischen den flachen Händen. Die Spille wirbelt nun, sich drehend,

*) Verb. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1882, S. 35.

den gesponnenen Faden auf, indem sie gegen den Rocken hin geführt wird. Hat sich dann die ganze Fadenlänge auf die Spille gewickelt, so legt die Spinnerin um das obere Ende der Spille (mit dem Faden) eine Schleife, damit sich beim weiteren Spinnen das Garn von der Spille nicht abwickelt. Diese Schleife wird jedesmal, wenn klafferweit gesponnen ist, schnell gelöst (abgezogen), bevor die Spille zwischen den Händen gewirbelt wird. — Man kann wol annehmen, dass auch in älterer, vorgeschichtlicher Zeit in der Lausitz in ähnlicher Weise gesponnen wurde, — um so mehr, da man gleichfalls im Mittelalter einer ähnlichen Vorrichtung zum Spinnen sich bediente. Damals hatte man neben sich, auf einem Holzbänkchen oder sonstiger Unterlage stehend, den Wockenstock und an ihm den Wocken — in solcher Höhe, dass man sitzend den Faden ziehen konnte. An einem solchen Wockenstock (auf einer Randzeichnung von Albrecht Dürer, vom Jahre 1515) sieht man in den Wocken eingesteckt eine halbvoll gesponnene Spindel mit dem Wirtel. Unterhalb des Wockens hängt ein kleines Gefäß, vermutlich zu Wasser, um den Faden anzufeuchten. Neben dem Wockenstock steht ein Topf, in welchem 4 Spindeln stehen, von denen 2 voll gesponnen sind.“

Obgleich die Maschinenspinnerei einen riesigen Umfang erreicht hat wird auch noch heute in vielen Ländern Europas, besonders in den südöstlichen, mit der Spindel gesponnen. Forscher und Reisende geben uns darüber übereinstimmende Berichte.

So teilt Herr Geh.-R. Virchow*) mit: „dass er die altertümliche, Weise des Spinnens mit frei herabhängender Spindel in Sicilien überall angetroffen habe. Seine Aufmerksamkeit wurde zuerst in Taormina darauf gelenkt, wo er die Frauen auf den offenen Tennen der Häuser durchweg damit beschäftigt sah“.

Uralt, wie die Wirtel oder Spindelsteine, sind auch die Webegewichte, welche verhältnismässig recht häufig gefunden werden. So ist z. B. die Niederlausitz besonders reich an solchen Funden.

In den „Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung“ (IV. Band, 1879) veröffentlichte A. v. Cohausen interessante Mitteilungen über „Das Spinnen und Weben bei den Alten“. Er sagt: man mache sich eine falsche Vorstellung, wenn man glaube, der Faden wickle sich durch die Rotation der Spindel auf diese. „Die Rotation der Spindel gibt dem Faden nur den Drall. Um jenen aufzuwickeln, nimmt die Spinnerin die Spindel, setzt sie mit der einen Spitze gegen die Brust, mit der andern gegen den Zeigefinger der linken Hand und giebt ihr mit dem Daumen und Mittelfinger derselben Hand eine drehende Bewegung, bis der Faden, der von der rechten geleitet wird, aufgewickelt ist. Er wird dann wieder mit einem „Stich“ auf der Spindel

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1883, S. 514.

festgemacht; und die drei Operationen des Ausziehens, Drehens und Aufwickelns des Fadens gehen, wie beschrieben, weiter. Dabei berührt die Spindel den Boden nie; sie tanzt nicht wie ein Kreisel auf demselben; oder wenn sie es thut, so sind das besondere Spinnkünste oder Spielereien. Jedoch wird die Rotation der Spindel nicht nur in der eben beschriebenen Weise, sondern auch dadurch bewirkt, dass man die Spindel mit der flachen Hand auf dem Schenkel reibt oder vielmehr rollt. Wir sehen dies auf Bildern von Beni-Hassan dargestellt (Wilkinson II. pag. 85, Fig. 8); und es soll auch noch in Klein-Asien gebräuchlich sein. — Als die Mädchen abends noch zur Spinnstube kamen,*) war der Rocken mit 10, 12, 14 Spindeln besteckt, d. h. mit so vielen, wie sie an einem Abend voll zu spinnen gedachten; der Wirtel wurde nach und nach aufgesteckt. — Wenn gesagt ist, dass der Faden mit Speichel benetzt wird, so ergibt sich nach einer Zeichnung, welche Blümner in der „Archäologischen Zeitung“ (1877, Taf. 6) bringt, dass in manchen Fällen die Spinnerin es vorzog, den Faden durch den Mund laufen zu lassen.“

Um das Weben in vorgeschichtlicher Zeit anschaulich zu erklären, sind mehrfach Versuche gemacht worden, den primitiven Webstuhl aufzubauen. Pauer in Zürich stellte einen solchen her, mit welchem man die in den Pfahlbauten vorkommenden, nicht ganz einfachen Gewebe weben kann. Derselbe genügte aber A. v. Cohausen nicht. „Da es mir“, sagte er, (a. a. O., S. 27) „nicht gelingen und einleuchten wollte, wie für so viele Gewichte, auch wenn man grosse Gruppen von Kettfäden vereinigte, genugsam Platz bliebe und wie namentlich dieselben imstande sein sollten, dem Gewebe eine gleichmässige Breite zu erhalten, so liess ich den pfahlzeitlichen Webstuhl auf sich beruhen und konstruirte mit dem derzeitigen Sekretär des „Nassauischen Altertumsvereins“, Herrn Isenbeck, einen Webstuhl oder vielmehr das Modell eines solchen (im Masstabe von 1:5), mit welchem wir imstande sind, die in hiesiger Sammlung (Wiesbaden) vorhandenen ägyptischen, römischen und fränkischen, nicht minder auch die aus den Pfahlbauten herrührenden Gewebe herzustellen.“

Leider kann niemand auf solchem Webstuhl nach Proben arbeiten, welche uns die Gewänder der „steinalten“ Märker vergegenwärtigen würden. Uns fehlt hier eben solche Proben-Sammlung, wie sie z. B. in meiner Heimat Ostpreussen ungemein reichhaltig vorhanden ist und sich u. a. auf die dem 2. und 3. Jahrh. n. Chr. angehörenden Skelettgräber zu Corjeiten, Gruneiken und Warneiken bezieht. Wäre es anders, so hätte sich dies G. Buschan — s. „Mitteilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte“ (5. Heft, 1889)! — bei seiner Erklärung prähistorischer Gewebe und Gespinnste nicht entgehen lassen.

*) In vielen Ländern ist dies heute noch ganz allgemein. (E. Lemke.)

Es handelte sich dort um 70 Einzelproben aus 27 Fundorten (davon 5 aus ausserdeutschen Museen). Die Hallstadt-Periode war u. a. durch Karlsruhe vertreten.

Demgemäss müssen die Bewohner der Mark resp. die Berliner mit einer gewissen Andacht die trüb' aussehenden leinenen Beutelchen betrachten, in welchen Münzen u. dergl. zur Aufbewahrung gelangten. Ich nenne da den Hecksilberfund von Ragow: in einem leinenen Beutel — welcher in einem Topfe steckte — wurden Münzen, Schmucksachen und Barren gefunden. Die Niederlegung dieses Schatzes dürfte dem 11. Jahrhundert angehören. — Auf meine Anfrage beim kgl. Museum für Völkerkunde hier teilte Herr Direktor Voss mir mit: „dass in einem kleinen, dem frühen Mittelalter angehörigen, bei Luckau gefundenen Bronzegefäss ein kleiner Leinwandrest enthalten gewesen ist“.

Die eigentümlichen Webegewichte, von denen ich Ihnen, geehrte Anwesende, einige in den Zeichnungen vorführe, werden sowol auf slavischen, wie voroslavischen Ansiedlungsplätzen gefunden.*)

Der älteste Webstuhl ist ein „stehender“ gewesen, d. h. die Fäden der Kette hingen senkrecht nieder, am unteren Ende mit schweren Gegenständen — wie die Thonpyramiden oder Webesteine — verbunden. Man möge sich den Webstuhl vorstellen: als ruhe eine Stange oder ein Balken auf zwei in einiger Entfernung von einander stehenden Bäumen oder Pfählen. Unsere Vorrichtung zum Teppichklopfen würde sich vorzüglich dazu eignen. Auf dem Balken ruhte das Gespinnst. Dadurch, dass die Fäden der Kette in Gruppen abgebunden waren, ermöglichte man ein sofortiges Weben, welches in Wirklichkeit ja nur ein Flechten war, — d. h. sich aus diesem entwickelte.

„Das Werkzeug“, sagt A. v. Cohausen (a. a. O.), „mittels dessen die Alten den Einschlagfaden zwischen den Kettfäden durchzogen, nannten sie „Radius“, was keineswegs die uns gebräuchliche Bedeutung des Kreis- halbmessers hat. Der Name blieb, während das Werkzeug sehr verschiedene Formen annahm. Wahrscheinlich bediente man sich in der Frühzeit, wie in Indien noch, nicht des Weberschiffchens, sondern einer Nadel oder eines Lineals, über welches der Einschlagfaden gewickelt war. Das Lineal diente dann zugleich, den Faden zwischen den Kettfäden anzuschlagen. Da, wo die Nadel mit einem Öhr oder die Filetnadel mit den Gabeln am Ende Anwendung fanden, bedurfte es zum Anschlagen des Fadens noch eines besonderen Werkzeuges. Wir kennen seine Benennung „Spatha“ bei den Römern, ohne Zweifel von seiner Ähnlichkeit mit dem Schwert. Von Holz hat es sich nicht unter den römischen Antiquitäten erhalten; wol aber wurde noch im vorigen Jahrhundert auf Island bei dem dort ebenfalls gebräuchlichen stehenden

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1885, S. 239.

Webstuhl zu demselben Zwecke ein solches schwertförmiges Werkzeug benutzt. — Aus der Filetnadel entwickelte sich jenes Gerät, bei welchem das aufgewickelte Garn durch zwei schifförmig gestaltete Seitenblätter geschützt ist. — Einen weiteren Fortschritt bezeichnet das Weber-schiffchen, in dessen Aushöhlung eine Spule Platz fand, von welcher das Garn sich abwickelt.“

Eine Erinnerung an die Einfachheit der ältesten Webstühle — insofern es sich um solche Gewebe handelt, auf welche die technische Bezeichnung „Tafft“ (auch „Leinwand“) passt — ist uns in jenen Gerätschaften erhalten, die auch in der Mark Brandenburg, z. B. im Spreewalde, zum Weben von Band benutzt werden. Das dazu nötige Brettchen ist in der Weise mit sprossenartigen Stäben resp. senkrecht verlaufenden, schmalen Hohlräumen versehen, dass ein Teil der Kettfäden durch letztere, ein anderer Teil durch die kleinen Durchbohrungen in den Stäben geführt werden kann. Diese zuletzt genannten Fäden können ihre Lage nicht ändern; die anderen hingegen kommen beim Heben und Senken des Brettchens abwechselnd nach oben oder nach unten, so dass der Einschlagfaden allemal vereinzelt ist und das (schon als Beispiel herangezogene) Schachbrett-Muster darstellt.

Das Bandwirken an sich ist aber gleichfalls eine alte Kunstfertigkeit, über welche u. a. F. Bayern*) — die kaukasischen Gräberfelder betreffend — berichtet. Er sagt: „Ueber das Bandwirken der Mädchen habe ich in Koban eine interessante Beobachtung gemacht. Heute noch beschäftigen sich die Weiber und ganz besonders die Mädchen der kaukasischen Gebirgsvölker mit Posamentirarbeit, d. h. mit Weben oder richtiger Klöppeln der Silber- und Gold-Borten für ihren und der Männer Bedarf. Diese Kunst muss schon sehr alt sein, denn ich fand in einem der Kistiner Grabtürme, die gewöhnlich drei übereinander stehende Räume bilden, wo im oberen Raume die Reichen, im mittleren die weniger Begüterten und ganz unten die armen Leute liegen, wie mir ein Ingusche erzählt, bei dessen Volk dieselbe Beerdigungsweise einst stattfand, wo in jedem Raume hunderte von Leichen, in Tücher eingewickelt, mumienartig auf einander liegen, — also ich fand in der mittleren Etage, aus welcher ich für Herrn Chantre eine dieser Mumien und einige Schädel holte, ein kleines, niedliches Körbchen, aus Ruthen geflochten, in welchem ein in einem Beutelchen liegendes Spiegelglas, eine wieder in einem ledernen Beutelchen steckende Scheere und (nebst einigen anderen Instrumenten für Frauengebrauch) auch die zum Bandweben nötigen Bestecke und das Falzmesser (aus Bein gefertigt) lagen.“

Wie viele der — im allgemeinen nicht mit Sicherheit zu bestimmenden — Fundgegenstände, wie sie auch in der Mark vorkommen, können als Falzmesser gedient haben!

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1883, S. 263.

In die Reihe der noch unerklärt gebliebenen Dinge gehören ferner die Geräte von Bronze, welche z. B. Lisch als „Spulen“ bezeichnete: zwei ziemlich grosse, fest an eine Axe gegossene runde Scheiben. Sie wurden auch in der Mark gefunden. „Die Spulen“ — sagt O. Olshausen*) — „wenn diese Bezeichnung richtig ist, sind — so scheint es — dem mittleren Norddeutschland eigentümlich.“

Spulen von Thon sind in Italien gefunden, so in der Provinz Grosseto, wo ein Feld von 260 Brunnengräbern — die Nekropole von Vetulonia — blosgelegt wurde.**)

Eine mehrfache Deutung lassen auch manche Weberschiffchen zu, indem sie ebensogut ein zum Netzestriken notwendiges Gerät vorstellen können.

Sodann die sogenannten Flachshecheln und die kammartigen Gegenstände!

Die Spinnwirtel selbst sind in vielen Fällen mehrfacher Deutung ausgesetzt. Nach der einen Seite hin greifen sie in das Gebiet der grossen Perlen für Gebetkränze über; nach der anderen Seite hin zeigen sie sich verwandt mit den Netzbeschwerern, insofern solche von bescheidenem Umfange sind. Schliesslich sind unzählige Wirtel nicht mit Sicherheit als für den Gebrauch bestimmt anzusehen, sondern als Weihgeschenke zu betrachten, für welche Annahme ganz besonders auf Schliemann und seine Funde in Hissarlik-Troja zu verweisen ist. Gleiche Erklärung fanden auch die flachen Thonräder von Tordos, welche S. v. Torma als 5—9 cm gross beschreibt; die eine Fläche dieser Thonräder ist mit Symbolen verziert.

Übrigens meldet S. v. Torma, in Bezug auf neolithische Wohnstätten Siebenbürgens, dass sich auf den Bodenflächen mancher Gefässe Abdrücke von Geweben befinden.***)

Die Gewebe vom Pfahlbau Robenhausen sind Geflechte von enger und weiter Maschenweite, zum Zusammenziehen eingerichtet. Dort wurden auch einige sehr hübsche, dreimal umwundene Bündchen Fäden gefunden. Aus allem folgt, dass die gewebten Kleider schon ziemlich allgemein gebräuchlich waren. Nichtsdestoweniger wusste man den Wert derselben zu schätzen: manche Gewebe weisen deutliche Flickarbeit auf.†)

Eine besondere Beachtung unter den heimischen Funden erfahren auch die Glätt-, Schlitt- oder Webeknochen, wie solche z. B. Herr Geh.-Rat Virchow vom Burgwall bei Ketzin (am nördlichen Ufer der Havel) nachweist.

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U. 1885, S. 447.

**) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1885, S. 467.

***) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1882, S. 91.

†) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1885, S. 25.

Hiermit wäre in Kürze ein Hintergrund gegeben für die reichen Sammlungen an Spinn- und Webegeräten, welche Sie, geehrte Anwesende, in unsern Museen antreffen. Zu den in Gräbern oder sonstwie gefundenen Zeugnissen uralter Kunstfertigkeit und nimmer verringerter Hochschätzung dieser unentbehrlichen Beschäftigung gesellen sich die in der Litteratur niedergelegten Zeugnisse. Bedauerlich bleibt für meine freundlichen Zuhörer, dass die Mark Brandenburg in Bezug auf die Letztgenannten schlecht wegkommt.

Lokale Verschiedenheiten gleichen sich bei allgemeiner werdender Kultur aus. Das im Jahre 1530 erfundene Spinnrad*) nahm seinen Siegeslauf über alle möglichen Spindeln und Wirtel in zahllosen Winkeln der Erde.

Schiller hat uns keine Beschreibung gegeben, wo er sagt:

„Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.“

(Der Spaziergang.)

Auch hier sind Spinnen und Weben neben einander gestellt. Daran will ich nur noch die Mitteilung knüpfen, dass Herr von Schulenburg annimmt, „dass die Webekeller der Germanen auch als Spinnstuben dienten, d. h. Spinnstuben waren.“ In den Bergdörfern am Westufer des Gardasees traf er folgende Sitte: „Die Leute halten sich im Winter der Kälte wegen vielfach im Stalle auf, auch abends bei Lampenlicht. Die Ställe befinden sich im Erdgeschoss. Dort wärmt das Vieh. In diesen Ställen kommen nun Spinnengesellschaften von jungen Mädchen zusammen“.**) Ausdrücklich wird hinzugesetzt, dass sich auch die jungen Männer da einfinden.

Ein solches Bild können wir uns zweifellos von den ältesten brandenburgischen Spinnerinnen und ihren Verehrern ausmalen. Das war alsdann auch eine „Brandenburgia“.

Freuen wir uns indess der unsrigen!

Eingänge für die Bibliothek.

A. Bücher.

1. Geschenke.

Vom Magistrat der Stadt Berlin.

Borrmann, R., Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, Berlin 1893.

*) Annalen des Vereins für Nassauische Altertumsk. u. Geschichtsf., IV. Band, 1879, S. 24.

**) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1893, S. 148,